

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Meinecke, Thomas
Jungfrau

Roman

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4266
978-3-518-46266-9

suhrkamp taschenbuch 4266

Mary Lou und Lothar heißen die Protagonisten in Thomas Meineckes Roman. Lothar erforscht das gemeinsame Werk des Theologen Hans Urs von Balthasar und seiner legendären Amica, Ärztin und Mystikerin Adrienne von Speyr. Er glaubt sich einem unglaublichen Liebesdrama auf der Spur. Der von den Theaterwissenschaften zur katholischen Theologie und damit zu sexueller Enthaltsamkeit konvertierte Student gerät zunehmend in Gewissenskonflikte, seit ihn die charismatische Klavierspielerin Mary Lou in Versuchung führt.

»Mit *Jungfrau* hat Thomas Meinecke einen popkulturellen Arbeitsraum aufgemacht, in dem man sich mit sinnlichem Vergnügen und intellektuellem Gewinn tummelt.«

Christoph Bartmann, Süddeutsche Zeitung

Thomas Meinecke, 1955 in Hamburg geboren, lebt seit 1994 in einem oberbayerischen Dorf. Er ist Schriftsteller, Musiker und Radio-Diskjockey. Zuletzt erschienen seine Romane *Lookalikes* (2011), *Hellblau* (st 3508) und *Musik* (st 3858) sowie der Erzählungsband *Feldforschung* (2006).

Thomas Meinecke
Jungfrau
Roman

Suhrkamp

Umschlagfoto und Konzept: Michaela Melián

suhrkamp taschenbuch 4266

Erste Auflage 2011

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-46266-9

I 2 3 4 5 6 – I6 I5 I4 I3 I2 II

Jungfrau

Those who could believe, did.

Jack Smith

I.

Heilige Drei Könige. Das Schnellrestaurant im Nieselregen. Schnee auf den höheren Zügen des Hochgebirges, das sich, seitenverkehrt, in der verspiegelten Fassade des gigantischen Möbelhauses abbildete. Lothar, Vor- und Nachname Lothar, mit seinem zerbeulten, koreanischen Kleinwagen in der Schlange der gegen den Uhrzeigersinn um das Schnellrestaurant herum Wartenden. Die über Lothars Windschutzscheibe heraufquellenden Abgase des vor ihm jetzt im Schrittempo weiterrollenden Vehikels, antikes Coupé, *Ford Capri*, türkisfarben, die Hinterköpfe der Mädchen auf der Rückbank entsprechend nostalgisch toupiert, der großformatige Aufkleber über dem Kofferraum einer tribalistischen Tätowierung gleich: schon auf Schulterblättern gesehen und auf Unterarmen, Lothar vermochte nicht zu entscheiden, ob das züngelnde Flammen sein sollten oder die Enden eines Geweihs. Er dagegen solo, sein Auto noch von den Aufklebern des Vorbesitzers verunziert: neben dem Nummernschild drei Würfel, nach oben jeweils die Augenzahl 6 anzeigend, auf der Heckscheibe, für einen Techno-Tempel in Frankfurt werbend, die Silhouette einer unmißverständlich fraulichen Idealfigur, lasziv hingegossen, im Querformat, schwarz, an Scherenschnitte der Altvorderen erinnernd. Wie sollten die hinter ihm, in ihrem hoch aufragenden *Land Rover*, Lothar daraufhin einschätzen?

Die Schönheit des Gewerbegebiets in der jetzt durch das Gewölk brechenden Nachmittagssonne: Die großzügig, kreuzweise wie ringförmig, angelegten Straßen, die einladend hellen, in Leichtbauweise errichteten, mitunter ins Behäbige ausufernden Anwesen, der kunststoffverarbeitende Betrieb, Bauunternehmungen, der Technische Über-

wachungsverein, die amtliche Deutsche Post, die regionale Verteilerzentrale des weltweiten privaten Paketdienstes, von enormen Parkplätzen umgebene Supermärkte, Spiel-salons, die durch ihr Wahrzeichen, den Turm, weithin sichtbare Großraumdiskothek, die Großwäscherei, die phar-mazeutischen Betriebe, die durch ihre betont freundliche Architektur den herkömmlichen Blick irritierende Polizei-wache, die beiden Zeitungen, die Druckerei, Autohändler mitangeschlossenen Vertragswerkstätten. Hochspannungs-masten, Überlandleitungen. In der Ferne die dunklen Spit-zen des Nadelwalds, die *Schwarze Wand*. Dem Schnellre-restaurant gegenüber, an die asphaltversiegelte Fläche des Parkplatzes grenzend, ein Gymnasium, eines von mehre-ren in diesem Viertel, auch Fitneßzentrum genannt, mit Rolltoren aus Plexiglas, dahinter, verschwommen auszu-machen, die Sporttreibenden an ihren metallischen Maschi-nen. Unmittelbarer Blickfang: Ein ausrangierter Doppel-deckerbus der Londoner Verkehrsbetriebe.

Lothar, momentan geblendet an der Biegung der schmalen Fahrspur, vor seiner anstehenden Bestellung, schwenkte die Sichtblende herab, erkannte in dem einmontierten Schminkspiegel, wie die *heiligen drei Könige*, vier an der Zahl, einer davon im Gewand der Ministranten, aus dem Geländewagen stiegen, allesamt Mädchen, die am Morgen von Haus zu Haus gezogen waren, juvenile *Drag Kings* im karitativen Auftrag der katholischen Kirche, wie sie auch Lothar vorhin aus dem Schlaf geklingelt, ihre Verse aufge-sagt, Weihrauch geschwenkt, Geld für die Welt, Süßes für sich selbst gesammelt sowie mit Kreide die Zahl des ange-brochenen neuen Jahres gemeinsam mit dem Kürzel C+M+B für *Christus mansionem benedicat*, auch Caspar, Melchior, Balthasar, über den Türstock gemalt hatten.

Nun verließ auch eine Frau, wahrscheinlich eine Mutter der Sternsängerinnen, ihr aschblondes Haar zum Pferdeschwanz gebündelt, gewachster englischer Regenmantel in Dunkelgrün, kniehoch seitlich geknöpfte, mit Applikationen verzierte Wildlederstiefel in Beige, das Auto, an der Beifahrerseite, und ging eilig auf das Schnellrestaurant zu. Einer der Könige aus dem Morgenland, unter dessen fließendem Gewand sich erste frauliche Rundungen abzeichneten, rannte kurzentschlossen, den goldbesetzten Saum in die Hand genommen, hinterher. Die anderen, offensichtlich jüngeren, verblieben bei dem Fahrzeug, der Fahrerin, klemmten den auf Pappe gezogenen, mit Stanniol bezogenen, geschweiften Stern von Bethlehem hinter einen der Scheibenwischer. Lothar orderte seinen extra großen Kaffee, bezahlte mit abgezählten, zum Teil im europäischen Ausland geprägten Münzen, rollte weiter vor, nahm am nächsten Fenster den dampfenden Pappbecher aus den manikürten Fingern einer bildhübschen, ihrem Akzent nach russischen Angestellten entgegen, nippte kurz daran und stellte ihn in einer aus dem Armaturenbrett herausklappbaren Halterung ab. Bog auf die belebte Bundesstraße, den Autobahnzubringer, ein. *Fuhr in die Stadt.*

II.

Jeannine Waterstradt auf ihrer Bettkante, unter der Leselampe, über ihren Büchern. Gore Vidal: *Myra Breckinridge*, 1968. Parker Tyler: *Underground Film*, 1969. John Mitzel with Steven Abbott: *Myra and Gore*, 1974. Gore Vidal: *Myron*, 1974. Jack Smith: *Wait For Me at the Bottom of the Pool*, 1997. Jeannine auf der durch ihren eingetroffenen Besucher keineswegs unter- oder abgebrochenen

Suche nach Auslassungen über die dominikanische Schauspielerin Maria Montez, den zentralen Gegenstand ihrer laufenden theaterwissenschaftlichen Untersuchung.

Myra Breckinridge, die skandalöse Romanfigur Gore Vidsals, des ergebenen Lesers Parker Tylers, vorgeblich Witwe des ertrunkenen Filmkritikers Myron Breckinridge, der ein Buch über den Filmkritiker Parker Tyler in Arbeit hatte, in Wirklichkeit jedoch, chirurgisch modifiziert, *kastriert*, Myron selbst, im Kino durch die statueske Raquel Welch verkörpert, kehrt sechs Jahre später in Vidsals Roman *Myron* als Myron zurück, phantasiert sich unwiederbringlich in die Kulissen eines 1948er Spielfilms namens *Siren of Babylon*, eine Anlehnung an *Siren of Atlantis*, der einen Höhepunkt der Karriere von Maria Montez markiert, und wandelt sich abermals, in auffälliger Kongruenz zu Parker Tylers hier angetriggerten Ausführungen über das in seinen Augen unfehlbare, in Jeannines Freundeskreis jedoch mehrheitlich als *Trash* eingeschätzte Hollywood-Kino der 1930er und 1940er Jahre, zu Myra und übernimmt, am Set in *Maria Montez gefahren*, als Maria Montez die Kontrolle des dramatischen Geschehens, fordert, daß *Ben-Hur* neu, und zwar mit ihr, Maria Montez, verfilmt werde. That's not much of a part for you, the girl friend of Ben-Hur, sagte der Herr von Metro-Goldwyn-Mayer. Aber Myra, respektive Myron, logisch, daß wir die beiden nicht separieren können, schließlich sind sie ein und dieselbe *fiktive* Person, verlangte die Hauptrolle, sie wollte Ben-Hur selbst spielen. Der Typ von MGM fragte verblüfft nach: How? Denn Maria Montez, Inbegriff glamouröser Weiblichkeit, war alles andere als wandelbar, worin viele ihre Schwäche, andere ihre Stärke sahen. Und also lautete ihre Antwort: The way I am playing the Siren of Babylon, the way I play everything, like Maria Montez, superstar. MGM: Well, this is an unusual approach, Maria, and I'd

better sleep on it. Ich verstehe überhaupt nichts, sagte da Lothar, der seit rund zehn Minuten in seinem kurzen, farblich changierenden Popeline-Mantel auf dem Bettvorleger, einer japanischen Kostbarkeit aus den frühen 1990er Jahren, lag und nur heraufgekommen war, um Jeannine, die noch immer allenfalls halbbekleidet war, zum kaiserlich-königlichen, nämlich österreichisch-ungarischen Essengehen abzuholen; der *Daewoo* stehe absolut rechtswidrig auf dem Bürgersteig.

Mit seinem Eintreten, dem ersten Blick auf die ihm unbekannten aufgeschlagenen Werke, hatte Lothar seine Ex-Freundin, die nunmehr seine *beste Freundin* war, darauf aufmerksam gemacht, daß Myra auch ein Anagramm für die *Mutter Gottes* sei. Gore Vidal hat mit Gott absolut nichts am Hut, war Jeannines etwas barsche Antwort gewesen, hier schwinge allenfalls eine homoerotische Komponente mit, schwule Männer nannten sich gern gegenseitig *Mary*. Doch war die Liebe zwischen Männern nicht auch eine ausgesprochen katholisch kodierte Spezialität?

Jeannine fand es schwierig, mit Lothar, seit er sein ihr nach wie vor unverständliches Keuschheitsgelübde abgelegt hatte, über sexuelle Angelegenheiten zu diskutieren. Auch hatte sie keine Ahnung, daß in dem Kofferraum seines Autos, in einem Bananenkarton aus der Karibik, vierzehn marianische Bücher lagerten, die er von einem privaten Anbieter elektronisch ersteigert und soeben persönlich in einem dunklen Gebäude mit pittoreskem Ausblick auf das Gewirr der Gleise hinter dem Hauptbahnhof abgeholt hatte, gemeinsam mit einem extensiven Satz der grandios geheimnisvollen Werke Adriennes von Speyr. Ihrer *Apokalypse*, 1950 herausgegeben, nach seinen Protokollen, von Hans Urs von Balthasar. Dem *Allerheiligenbuch*, Erster Teil, 1966. Der *Theologie der Geschlechter*, 1969. Dem

Kompendium *Das Wort und die Mystik*, Erster Teil, *Subjektive Mystik*, sowie Zweiter Teil, *Objektive Mystik*, beide 1970 in seinem eigenen Johannes Verlag zu Einsiedeln publiziert von Hans Urs von Balthasar, dessen umfangreiches Werk ebenfalls so bald wie möglich, und so ausführlich wie möglich, gelesen werden mußte. Unvergeßlich gleich die eröffnenden Worte in *Unser Auftrag*, taubenblauer Schutzumschlag, aus dem Jahr 1984: Dieses Buch hat vor allem einen Zweck: zu verhindern, daß nach meinem Tod der Versuch unternommen wird, mein Werk von dem Adriennes von Speyr zu trennen. Es beweist, daß dies in keiner Hinsicht möglich ist, weder was die Theologie, noch was das begonnene Institut angeht. Damit ist gesagt, daß hier weder eine Biographie Adriennes noch eine Selbstbiographie erwartet werden darf; es geht einzig um das *gemeinsame* Werk.

Lothar blickte zur Zimmerdecke, als Jeannine sich ihrerseits betont ungeniert ankleidete, versuchte auch das reizvolle Rascheln ihrer Textilien zu überhören und sich statt dessen die Titel der Texte des Theologen Balthasar zu vergegenwärtigen, die er zu Hause in einem südamerikanischen Karton für Bananen aus sogenanntem fairen Handel zusammengestellt hatte. Und wandte sich Jeannine erst wieder zu, als sie sich an das Auftragen ihres abendlich akzentuierten Make-ups machte. Sie schätze es *überhaupt nicht*, sprach sie sofort in deutlich zugespitztem Ton über ihre Schultern hinweg in seine Richtung, wenn Männer sie beim Ziehen des Lidstrichs musterten, woraufhin es Lothar plötzlich vorkam, als sei er erst als Ehemaliger zu einem *Mann* im wahren Sinn des Wortes gereift: Zu einem Gaffer, einem *Alien*. Und also schaute er weg, um ihr nah bleiben zu können.

Jeannines mit sicherer Hand flüssig aufgetragener Lidstrich ließ sich auf Audrey Hepburn in der Verfilmung von Truman Capotes *Breakfast at Tiffany's* zurückführen, war in den 1980er Jahren, während Jeannine zu einer jungen Frau heranwuchs, wiedergekehrt und sowohl in ihren Kreisen applikabel geblieben als auch zu ihrem persönlichen Merkmal geworden. Jeannine Waterstradt als die erste Theaterwissenschaftlerin, die Lothar Lothar, der um fünf Jahre Jüngere, außerhalb der Universität kennengelernt hatte. Lothar, der sich im vergangenen Sommersemester dazu *berufen* gefühlt hatte, den Schwerpunkt seines eigenen, bereits über den akademischen Grad eines Magister Artium hinausgelangten Studiums von den Theaterwissenschaften auf die katholische Theologie zu verlegen.

Jeannines erhobene Stimme, um zwei Ecken, aus dem Badezimmer: Erst postuliert Vidal feierlich, in Romanen, neuartigen Romanen, womit er sich ausdrücklich auf den französischen *Nouveau Roman* bezieht, solle überhaupt nichts mehr erfunden werden, dann schreibt er in atemberaubendem Tempo, *Myra Breckinridge* angeblich binnen lächerlicher vier Wochen, diese irren, weitgehend *ausgedachten* Romane, die er nachträglich als seine *Inventions Books* bezeichnet. Lothar fielen dazu Bachs formidable *Inventionen* als Fortentwicklung der italienischen kontrapunktischen Improvisation ein. Und, ob nicht auch eine Invention intentional entlang sehr realer, diskursiv veränderbarer Verabredungen abliefe. Letzten Endes gar nicht einfach, was als fiktiv und was als real zu bezeichnen wäre, wurden sich die ehemals sexuell Lieberten einig. Jeannine, jetzt wieder im Bild, ließ kurz ihren Blick auf Lothar ruhen, auf seinem romantischen Lockenkopf, seinen echt süßen Zügen: sie fand ihn noch immer schön, steckte ihr abgegriffenes Taschenbuchexemplar von Gore Vids *Myron* in die Brusttasche ihres Parkas, kein richtiger Parka, nicht

aus Armeebeständen, sondern aus einer Boutique, und sagte: *Wir können.*

III.

Die Rouladen waren vorzüglich gewesen, wie jene, die Jeannine stets bestellt hatte, als sie noch in den Sommerferien mit ihren Eltern an den Plattensee reiste, die Teller abserviert, Jeannine, deutlich gelöst, vor ihrem dritten Glas Valpolicella, Lothar, ganz Ohr, vor seiner vierten *Orangina*. Finally he said, my rehnquist is bigger than your rehnquist, las Jeannine vor. Und Lothar hakte sofort nach: Was soll denn das sein, ein Rehnquist? William Hubbs Rehnquist, ehemals oberster Richter der USA, strenger Hüter der protestantisch-puritanischen Moral des weißen Nordamerikas angelsächsischer Zunge, antwortete Jeannine belustigt, Lothars offensichtliche Ahnungslosigkeit auskostend. Aber es geht hier doch, am Set von *Siren of Babylon*, ganz unverhohlen um Sexualorgane, insistierte Lothar, so viel habe er auf jeden Fall mitbekommen. Und eben das ist das Tolle, fuhr Jeannine fort, denn Vidal habe in den frühen Ausgaben seines Romans sämtliche von Typen wie Rehnquist auf den Index gesetzt, als obszön eingetragenen Vokabeln durch die Namen eben jener Politiker, Juristen und Geistlichen ersetzt, welche diese für sie bedrohlichen Begriffe erbittert bekämpften. In einer editorischen Notiz vermerkte der Verfasser verschmitzt, so habe er sämtliche schmutzigen Termini durch saubere ausgetauscht. Entsprechend geht es nach der dem erzählenden Ich entgegengehaltenen Behauptung *My rehnquist is bigger than your rehnquist* mit der folgenden Sentenz weiter: I doubt that, I said coolly, knowing what a remarkable

thing Dr. Mengers was able to make for me after I was run over by that car and lost forever Myra's silicone father hills, hier benannt nach dem real existierenden Jesuiten Father Morton Hill S.J., and so was able after the auto accident to be restored to my original manhood, except of course that I had had my male organs removed some years ago in Denmark when I was Myra and so it took all of Dr. Mengers' genius to roll a sizeable cylinder of skin and flesh from the inside of my left thigh.

Lothar suchte, sichtlich von Unbehagen befallen, nach Worten und fand schließlich die folgenden: *Inbrünstig schob er den mächtigen Schönbohm zwischen ihre aufgespritzten Schilys*. Glaubst du, Jeannine, unsere politischen Ordnungshüter, die aus dem Volk gewählten, Jörg Schönbohm, CDU, Otto Schily, SPD, würden sich eine derartige Formulierung in einem anspruchsvollen Roman gefallen lassen? Lothars Ex aber war längst ins freie Rekapitulieren der angefangenen, halbwirklichen respektive überwirklichen Szene übergegangen. Andauernd werden die Protagonisten von 1948 und ihre unsichtbaren Zaungäste von 1973, darunter Myron Breckinridge, ein- und ausgeblendet sowie mit harten Schnitten in gänzlich andere Bilder katapultiert. In Anbetracht einer dürftigen Schiffsattrappe, die in Richtung Thule ablegen soll, sagt einer: Wir wissen ganz genau, daß hier irgendwo eine Kamera steht, schließlich hören wir hin und wieder die Stimme des Regisseurs; ausgesprochen *religiöse* Stelle, Lothar. Das ist ein Trick, sagt ein anderer, sie tun nur so, als gebe es einen Regisseur. Es muß einfach einen Regisseur geben, Süßer, sagt wieder der erste, wir alle haben doch den Film gesehen und immer wieder auch den Abspann durchgelesen, und also wissen wir, daß dieser Film von Benjamin R. Laskie gedreht wurde. *Irgendwo da hinten wird er sein*. Im Juni und Juli 1948 drehte Benjamin R. Laskie den Spiel-

film *Siren of Babylon* im rückwärtigen Teil des Geländes von Metro-Goldwyn-Mayer. Gegenrede des anderen: Du *glaubst*, daß er da hinten ist, aber ich *weiß* zufällig ganz genau, daß er es nicht ist, du Rehnquistlutscher.

Nun war es an Lothar, Jeannine zu berichten, wie er vergangenes Jahr an einer von dem Künstlerseelsorger des erzbischöflichen Ordinariats abgehaltenen Abendandacht teilgenommen hatte, einem Jesuiten, der darin aus William T. Vollmans Roman *Huren für Gloria* vorgelesen hatte, einem jesuitisch erzogenen, in dem zitierten Werk drastischen Darstellungen menschlicher Sexualität hingegebenen US-amerikanischen Schriftsteller, und doch hätten sich dessen die landläufige Moral extrem erschütternden Worte in den Dienst festen katholischen Glaubens stellen lassen. Lothar habe sich das umstrittene Buch in der von dem ebenfalls jesuitisch erzogenen Thomas Melle ins Deutsche gebrachten Ausgabe gleich am nächsten Tag gekauft, die durch den Pater der Gesellschaft Jesu vorgetragene Stelle aber, beim besten Willen, nicht wiederfinden können, obwohl gleich auf der ersten Seite ein die zwischenmenschliche Liebe betreffendes Motto aus den *Exerzitien* des Ignatius von Loyola, welcher der sechsjährigen Adrienne von Speyr in Chaux-de-Fonds *erschienen* war, zu entdecken sei. Alles viel zu hart, graphisch, explizit. Trostlos. Doch *in der Kirche*, am Abend zuvor, hatte es funktioniert, sagte Lothar. Den verborgenen katholischen Gehalt des von Gore Vidal, nun wirklich einem Agnostiker, wiederholte Jeannine, beschworenen Szenarios können wir am ehesten über die dominikanische Ikone Maria Montez oder, noch präziser, den puertoricanischen Underdog Mario Montez, ihren devoten, von Parker Tyler besungenen, von Jack Smith und Andy Warhol in der ersten Hälfte der 1960er Jahre für ihre sagenumwobenen Underground Movies in New York City engagierten Wiedergänger, erschlie-

ßen. Diesem produktiven Kontext hatte Vidal offenbar auch den Einfall entliehen, seine ambige Romanfigur in die von Jack Smith als butterweich gepriesene Haut der göttlichen Maria Montez fahren zu lassen.

IV.

Jeannine und Lothar hatten sich entschlossen, auf noch ein Getränk in ein anderes Lokal weiterzuziehen, wollten zunächst ins *Josef* gehen, aber das *Josef* erwies sich als überfüllt, und im *Maria*, selber Besitzer, gegenüberliegende Straßenseite, saßen Leute, die Jeannine jetzt nicht treffen wollte. Also landeten die beiden einige Straßenecken weiter in einem erst jüngst eröffneten Hamburger Joint samt ordentlichem Diskjockey, der, vor nagelneuen Plattenspielern, die anwesenden Gäste mit gepflegter, aber kaum gedämpfter Downbeat-Musik beschallte. Nun bekam auch Lothar Lust auf etwas Alkoholisches und bestellte sich, wie Jeannine, einen Cocktail. Er könne, meinte sie, seinen Wagen ja stehenlassen und, allenfalls zwanzig Minuten Fußmarsch von hier, noch einmal, *ein wirklich letztes Mal*, bei ihr übernachten; sei es auch auf dem synthetischen Bettvorleger, sei es auch in der trockenen Badewanne. Oder durchmachen, überlegte Lothar.

Da tauchte, unmittelbar vor ihnen, wie aus dem Nichts, eine attraktive Frau, die sich von allen anderen abhob, auf, mit langem, kastanienbraunem Haar, großen, feucht glänzenden Augen und einem unmißverständlich suchenden Blick, der für die Dauer einer Sekunde auch den des auf Anhieb wie paralysierten Lothar traf. Die Frau von, so schätzte Jeannine, bestimmt fünfunddreißig Jahren drehte

sich langsam um ihre Achse, ging an die Bar, lehnte sich rücklings an den Tresen, legte ihre graziilen Ellenbogen darauf und ließ ihren Blick so lange auf Lothar ruhen, bis er sich wie in Trance erhob, zu ihr trat und leise sprach: *Kennen wir uns?*

Ich weiß nicht, antwortete die Unbekannte und stellte sich, in einem eigentümlichen Akzent, mit weich rollendem Buchstaben R, als Mary Lou Mackay vor. Und Lothar parierte sofort: Lothar Lothar, Vorname auf der ersten, Nachname auf der zweiten Silbe betont. *Jeannine Rehnquist* sagte, demonstrativ blasiert, Jeannine, die in dieser Szene offensichtlich überhaupt nicht gefragt war, und stand instinktiv auf, um ihr Make-up nachzubessern. Mary Lou nahm augenblicklich ihren Stuhl ein. Sie stamme aus Kylesku, Sutherland, dem hohen Norden Schottlands, erklärte sie, lebe aber schon seit 2002 in dieser Stadt. *Theoretisch* denkbar, daß Lothar und sie sich in den vergangenen Jahren irgendwo begegnet seien, aber *in ein Gespräch* miteinander, Mary Lou schüttelte nachdrücklich ihren Kopf, seien sie ganz gewiß zu keinem Zeitpunkt geraten. Obwohl ihre auffallende Eleganz alles andere als zeitlos war, kam Mary Lou Mackay Lothar Lothar wie die sprichwörtliche *Frau ohne Alter* vor. Die faszinierende Aura einer *Allgemeingültigkeit*, fand er, umgab diese Person. Ein von seinem Papa verwöhntes Geschöpf wahrscheinlich, eine *Prinzessin*, der Unbeschwertheit ihrer Mädchenjahre entwachsen. Wäre es nicht naheliegend, eine solch vornehme Erscheinung zu siezen? Es ließen sich ja auch Sentenzen formulieren, in denen sowohl die distanzierte Anrede per Sie als auch das womöglich zu aufdringliche Du umgangen wurde. Vielleicht erst einmal am ratsamsten, befand Lothar, wenngleich es unter dem Strich einen extrem gewöhnungsbedürftigen Tonfall abwarf.

Jeannine, mittlerweile von der Toilette zurückgekehrt, wieder oben, an eine Säule gelehnt, mit, eigentlich Nichtraucherin, dem umständlichen Anzünden einer Zigarette beschäftigt. Wenig freundliche Seitenblicke in Richtung Lothar und Mary Lou werfend. Nachdem der Auftritt der Fremden etwas Forderndes, ja Aufforderndes gehabt hatte, war es Lothar zugefallen, alle weiterführenden Fragen zu stellen und sich gegebenenfalls auch mit unzureichenden Antworten begnügen zu müssen. Womöglich die noch immer wie unter einer Art Zauber stehende Situation in dem von überwiegend jüngeren Nachtschwärmern belebten Hamburger Joint auch zu zerreden, worin er sich vor Jeannine wiederholt als unglückseliger Spezialist erwiesen hatte.

Well, einem Mann von blendendem Äußeren sei sie in diese Stadt gefolgt, bekannte Mary Lou offenherzig und fügte, im selben Atemzug, ungefragt hinzu, ihrem heutigen Ex-Freund, einem fachlich talentierten, in privaten Angelegenheiten hingegen überforderten, chronisch schwermütigen, mittlerweile dem allabendlichen Konsum von Kokain verfallenen Physiker aus Aberdeen. Ihre Eltern, in die karge, wildromantische Einsamkeit am Loch Assynt gezogene Aussteiger aus Inverness, er Steinmetz, sie Lyrikerin, hatten Mary Lou nach der afrikanisch-amerikanischen Pianistin Mary Lou Williams benannt. In London habe sie dann, Anfang der 1990er Jahre, selbst Jazz Piano studiert, *als es eigentlich kein Jazz Piano mehr gab*, sagte sie. Um ein Haar wäre sie übrigens auf den Namen Jutta, nach der *auf ungewöhnliche Weise frühvollendeten* deutschen Pianistin Jutta Hipp, getauft worden. *Okay*, erwiderte Lothar gedehnt und hob, sichtlich erstaunt, seine Augenbrauen.

Und also redeten der seit jeher an Jazz interessierte Student und die so offensichtlich an seiner näheren Bekanntschaft

interessierte Jazzmusikerin über die Jazzmusikerin Jutta Hipp. Ihre Jugend in Leipzig unter den Nazis, wo sie bereits als Teenager in antifaschistischen Swing Combos Klavier gespielt hatte. Sie trug stets blaue Seidenstrümpfe mit einer roten Naht *vorn* draufgemalt, und roten Herzen auf den Knien, wußte Mary Lou. Und da Jutta, wie alle Teenager, anders als die anderen sein wollte, spazierte sie oft einen ganzen Häuserblock lang rückwärts, um zu prüfen, ob sich jemand darüber aufregte und ihn dann *anzulächeln*. Mary Lou erzählte auch, wie Jutta Hipp dem *New Yorker* die Befreiung Leipzigs durch die U.S. Army und ihre erste Begegnung mit deren Soldaten geschildert hatte: Wir waren sehr glücklich, als sie kamen, und holten all unsere Jazzplatten heraus, um sie ihnen vorzuspielen. Keine Reaktion. Wir waren schrecklich gekränkt, bis wir begriffen, worin unser Irrtum gelegen hatte: Diese GIs mochten gar keinen Jazz. Sie mochten Hillbilly Music.

Eine Stunde nach Jeannine verließen auch Lothar und Mary Lou den Hamburger Joint. Sie hatten Bier, Sekt, Wodka Lemon und Gin Tonic getrunken. Sie hatte beim Reden ihre Nase in sein Ohr gesteckt, und *beider Knie hatten sich berührt*. Auf der Straße steuerten sie den nächsten Taxi-stand an, ließen ihn aber links liegen. In der wie ausgestorbenen wirkenden Fußgängerzone spielte Mary Lou Lothar einen Schwächeanfall vor, um sich für den weiteren Weg bei ihm einhaken, für einen kurzen Augenblick auch ihren Kopf an seine Schulter lehnen zu können. *Sich regelrecht an ihn zu schmiegen*. Lothar hingegen steif, in Gedanken an sein erst unlängst hoch und heilig abgelegtes himmlisches Versprechen. Wiederholt hielten die beiden an und spiegelten sich unter Straßenlaternen in großen, verdunkelten Schaufenstern. Sie sahen *wie ein Paar* aus, befanden sie, *wie Mann und Frau*. Am vierten oder fünften Taxi-stand, im Angesicht der Staatsoper und noch vor Anbruch